

## **Wie werden unsere Gemeinden evangelistisch?**

Anregungen aus einer Tagung der Vereinigung evangelischer Freikirchen in Eisenach

von Frieder Boller

„Was fällt euch ganz spontan zum Stichwort Evangelisation ein?“ lautete die Eingangsfrage des Workshops „Heilung der Evangelisationsbiographie“, der im Rahmen einer VEF-Tagung „Wie werden unsere Gemeinden evangelistisch?“ im April in Eisenach stattfand\*.

### **Jede Menge schlechter Erfahrungen**

Fast alle berichteten von negativen Erfahrungen, Gefühlen oder Beispielen, selbst Evangelisten und Pastoren, die mehr oder weniger dafür bekannt sind, dass sie selbst und ihre Gemeinden „richtig evangelistisch drauf sind“. Von Druck war die Rede. Von abschreckenden Beispielen. Von schlechten Gefühlen. Von schlechtem Gewissen. Für Christen unterschiedlichster Frömmigkeit ist Evangelisation offenbar – genau wie Stille Zeit und Beten – ein „schlechtes-Gefühl-und-schlechtes-Gewissen-Thema“.

Die negativen Reaktionen kommen aus persönlichen Erfahrungen. Doch auch abschreckende second-hand Geschichten prägen die Empfindungen und Reaktionen. Und die Biografie und Kultur der eigenen Gemeinde spielt eine Rolle. Dabei haben negative Erfahrungen offenkundig eine nachhaltigere Wirkung als positive Beispiele. Die Bilder, Klischees, Vorurteile - nicht zuletzt auch die Verletzungen - sind tief eingebrannt. Sie verändern sich, heilen wenn überhaupt, nur sehr langsam. Manches wird auch gepflegt, um dem Thema ausweichen zu können. Einige agieren ihre Verletzungen oder Vorurteile über Jahrzehnte aus, indem sie das Thema oder dessen Vertreter mehr oder weniger offen bekämpfen. Wenn jemand, aus welchen Gründen auch immer, keinen Frieden hat mit diesem Thema tun wir gut daran, es als ein seelsorgerliches Problem zu begreifen. Es bedarf der Heilung anstatt es zu verharmlosen, zu relativieren oder zu entschuldigen. Und zwar beim Einzelnen wie vielleicht auch in einer Gemeinde. Als Verband haben wir deshalb das Stichwort „Mennistenkonzession“ aufgegriffen (vgl. Artikel: W. Krauß, „Niemanden zu sich herein lassen“, Festschrift 150 Jahre Verband).

### **Weder Appelle, Klagen noch Modelle helfen**

„Wir müssten mehr tun“, wird in Gemeinden gerne gefordert. „Wir sollten evangelistischer sein. Warum sind wir es nicht?“ Das eigene Christsein oder die eigene Gemeinde wird als defizitär beklagt oder angeklagt. So etwas mag sich auch als Ritual erweisen, das der Beruhigung des schlechten Gewissens dient. Danach bleibt alles wie es war. Manche fühlen sich von Klagen auch verurteilt und entschuldigen sich: Wir sind zu wenige, zu unbegabt. Viele wissen auch, wie sie Evangelisation nicht wollen und sehen leider wenig positive Beispiele, wie das Thema bejahend gefüllt werden könnte. Andere widersprechen grundsätzlich, weil sie das Ganze theologisch gesehen für fragwürdig halten. Auch aus Toleranzgründen wird das Thema als unzeitgemäß und kontraproduktiv abgehakt.

Eine allgemeine Feststellung lautete in Eisenach: Trotz verbaler Bekenntnisse zur Evangelisation findet sie in vielen freikirchlichen Gemeinden kaum oder gar nicht statt, bzw. sie wird als mehr oder weniger erfolglos erlebt. Das häufig damit verbundene schlechte Gewissen wird genährt durch den Irrglauben: „Wenn wir es nur richtig machen würden, würden sich auch Leute bekehren“. Daraus leitet sich wiederum nicht nur die Forderung ab, mehr zu tun in Sachen Mission. Die Lösung wird auch in den (neuesten) „erfolgreichen“ Evangelisationsmodellen und -programmen gesucht. So verkommt Evangelisation im Bewusstsein der Gemeindeglieder und in der Gemeindepraxis zum „Projekt, das gemacht werden muss“. Dabei sollte es doch eigentlich selbstverständlicher Lebensstil sein oder werden.

### **Am Selbstverständnis und Lebensstil arbeiten**

Klar ist, wir können in der Gemeinde das Thema Evangelisation weder mit Appellen noch mit Programmen wirklich nachhaltig in Gang bringen. Evangelisation wächst in Wirklichkeit aus dem Selbstverständnis und dem Lebensstil. Die Frage ist, ob wir als Gemeinden daran arbeiten wollen. Gerade auch weil wir postchristlichen Zeitalter leben. Christen sind mittlerweile in einem wachsenden pluralistischen Markt religiöser und esoterischer Sinnangebote zu einem „Anbieter“ unter vielen geworden. Manche beklagen das. Besser ist es, das als Chance zu begreifen und im eigenen Selbstverständnis auch die evangelistische Dimension eines ganzheitlichen Missionsverständnisses neu für sich zu entdecken und zu entwickeln. „Wer sich um diese Herausforderung auf Dauer herumdrücken will, wird irrelevant. Solche Gemeinden werden zu Recht aussterben, weil sie ihre Existenzberechtigung aufgegeben haben, die aus der neutestamentlichen Botschaft kommt“, lautete eine Einschätzung auf der Tagung. Emil Brunner wurde zitiert: „Gemeinde existiert durch Mission wie Feuer durch Brennen“. Und ein Teilnehmer meinte: „Lebendige Gemeinde sind Gemeinden, wo Menschen zum Glauben finden. Wenn es in einer Gemeinde keine Evangelisation gibt -- das heißt, wenn sich keine Leute zu Jesus Christus bekehren, ist diese Gemeinde tot, aber noch nicht beerdigt. Wir wissen aber auch, dass Jesus Tote lebendig machen kann.“

### **Das Thema Evangelisation muss entlastet werden**

Wie aber werden nun Gemeinden evangelistischer, wenn das Thema Evangelisation selbst unter Christen so viele schlechte Gefühle und schlechtes Gewissen auslöst und sie demotiviert sind? Das Thema muss entlastet werden, geheilt werden, lautete die These in Eisenach.

### **Die seelsorgerliche Entlastung**

Der Schlüssel könnte sein: „Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben.“ Apg 3,20. Evangelisation ist demnach keine Frage von Konzepten, Programmen, Methoden oder Forderungen. Und sie ist nicht gebunden an besondere Veranstaltungen. Sie ist gebunden an das, was Gott tut. In uns und unter uns. Nicht wir machen Evangelisation, sondern wir bezeugen, wer Gott ist, was er tut und wie sich das in unserem Leben auswirkt. Nicht mehr und nicht weniger.

In der Evangelisation geht um die grundsätzliche Erfahrung, die sich bereits im Neuen Testament findet: Wenn Gott erlebt wird, geschehen Veränderungen. Wir bleiben nicht unberührt von Gottes Liebe. Folglich lautet die Frage für uns: Wo und wie wird Gott erlebt? Persönlich erlebt, in der Gemeinde erlebt? Und wie reden wir darüber? Wie kommt das unter uns und durch uns zur Sprache? Für manche, Einzelne oder Gemeinden, besteht sicher zunächst die Herausforderung, sich mit dem Thema Evangelisation zu versöhnen. Das geschieht mit den gleichen Schritten, die wir aus dem seelsorgerlichen Beichtprozess kennen: Im Rückblick stellen wir uns der Frage: Woher kommen die prägenden Erfahrungen oder Geschichten? Im Nachdenken, Beten und Gespräch darüber erkennen wir Ursachen und lernen, ihre Auswirkungen durch die Zeit zu verstehen. Wir bewerten die Erfahrungen und beten um Freiheit und um Veränderung der Gefühle und Haltungen. Wir entschließen uns loszulassen, abzugeben und uns loszusagen von dem, was uns zuschaffen gemacht hat, gebunden hat, belastet hat. Und wir üben neue Schritte ein, die der Versöhnung und dem Heil-geworden-sein entsprechen.

### **Die theologische Entlastung**

In einem Plenumsgespräch kamen die Grundannahme der Evangelisation zur Sprache, die der theologischen Entlastung dienen. Erstens: „Gottes Ordnungen sind nicht nur gut für uns, sondern für alle Menschen“ (vgl. Mt 28,18-20). Es gibt eine heillose Welt, die Gottes Heil braucht. Jesus ist immer noch auf der Suche nach Menschen, die sein Heil gut gebrauchen können und die ihm Vertrauen schenken. Und nicht alle Menschen haben diese Verbindung mit Jesus schon gefunden. Zweitens: Gemeinde ist Gottes Mission. Das gilt für jede lokale Gemeinde wie für den weltweiten Leib Jesu. So will er Menschen in Verbindung mit sich bringen.

Als Gemeinden sind wir Hinweisschilder auf Jesus. Wir sind Licht der Welt, Stadt auf dem Berg, Brief Christi. Es gilt anzunehmen was wir sind. Und das heißt auch: wir müssen niemanden bekehren, das tut Gott. Aber wir schaffen den Raum, dass Menschen, die Jesus nicht kennen, ihn auch durch uns kennen lernen. Um das zu sein und zu praktizieren ist es gut, wenn wir uns als Gemeinden fragen, was die Leute denn in uns lesen können. Was sie durch uns von Gott zu sehen bekommen. Was für einen Lebensraum unsere Gemeinde Menschen anbietet.

Demzufolge ist Evangelisation nichts anderes als die Mitarbeit an Gottes Suchbewegung nach den Menschen. Daran sollen wir als Gemeinden mitwirken und auch erkannt werden. Auch durch uns sollen Menschen Gottes Heil – Jesus Christus - kennen lernen. Wir brauchen den Menschen nicht einreden, dass sie Sünder sind. Das ergibt sich von selbst aus der Begegnung mit Jesus. Es geht auch nicht darum, Menschen ihre Verlorenheit vorzuhalten. Es geht darum, Jesus zu gehorchen und erzählen, wer er ist, was er tut und was wir mit ihm erlebt haben. Es geht darum, wie er Gott zu lieben und die Menschen zu lieben. So bezeugen wir Gottes Reich.

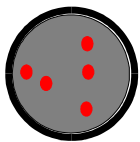
### **Eine Bekehrungsstruktur entwickeln**

Die neutestamentliche Gemeinde ist Gottes Mission, und zwar in ganzheitlichem Sinn. Mennonitische Gemeinden in unseren Breitengraden betonen dabei gerne die diakonische Seite, die Gemeinschaft, den friedenskirchlichen Aspekt. Die evangelistische Dimension ist verblasst. So reihen wir uns auch ein in die große Gruppe (auch freikirchlicher) Gemeinden, die keine Bekehrungsstruktur haben. Vielen fehlt die Erfahrung überhaupt, dass sich jemand in der Gemeinde bekehrt. Manchen fehlt auch die Sicht, dass das überhaupt notwendig ist.

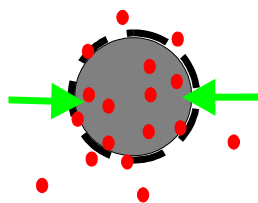
Es genügt jedenfalls nicht, wenn wir der Meinung sind oder predigen, dass sich jemand zum Christsein entscheiden muss. Die Frage ist: Wo und wie leiten wir als Gemeinde ganz konkret auch dazu an, die Entscheidung zur Nachfolge Jesu zu treffen? Die in der Tagung festgestellte fehlende Bekehrungsstruktur in vielen freikirchlichen Gemeinden fordert heraus, sich als lokale Gemeinde Gedanken darüber zu machen, wie wir mit welchen gezielten Angeboten und Hilfen ganz konkret zur Entscheidung führen und was unser Stil dabei ist.

### **Am Selbstverständnis arbeiten**

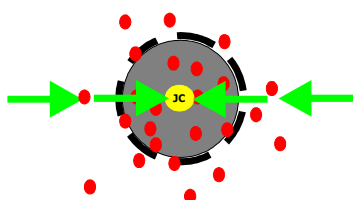
In Sachen Bekehrungsstruktur geht es nicht um evangelistische Einzelaktionen, sondern um eine Grundhaltung, Es geht um ein Selbstverständnis, das unsere Gemeindeform und Veranstaltungen prägen muss: Wollen wir, dass Leute zur Gemeinde kommen oder dass Leute auch durch uns Gottes Heil kennen lernen und zu Jesus Christus kommen? Im Verband und in unseren Gemeinden wird gerne davon gesprochen, offene Gemeinde zu sein oder zu werden. Wir wollen die Jahrzehnte und Jahrhunderte der im Verborgenen lebenden und geschlossenen Gemeinden hinter uns lassen. Aber offen ist noch nicht evangelistisch. Zu wollen, dass neue Leute zur Gemeinde kommen heißt noch nicht, auch missionarisch-evangelistische Gemeinde zu sein. Die Entwicklung dahin scheint mir folgende drei Phasen zu durchlaufen.



1. Geschlossene Phase: Zur an sich geschlossenen Gesellschaft und verwandtschaftlich geprägten Gemeinde kommen „ungewollt“ Einzelne von außen (durch Heirat) hinzu. Es gibt kein gemeindliches Bewusstsein und kein Bestreben, andere Menschen für den Glauben und die Gemeinde zu gewinnen.



2. Halboffene Phase: Das Credo lautet: „Wir sind offen“. Über Beziehungen entstehen Kontakte und man fängt an, Bekannte in die Gemeinde einzuladen und sich auf neue Leute einzustellen. Die Menschen kommen aber eher zur Gemeinde als zum Glauben an Jesus Christus.



3. Offene Phase: Die Gemeinde erkennt ihren vollen missionarischen Auftrag und arbeitet an ihrem evangelistischen Selbstver-

ständnis und Profil. Der Schwerpunkt verschiebt sich von „neue Leute in der Gemeinde haben (wollen)“ hin zu „Menschen helfen, sich für ein Leben mit Jesus Christus zu entscheiden und sie in die Gemeinde integrieren“. Darauf richtet sich das Gemeindeleben aus.

### **An der Gemeindepraxis arbeiten**

Es gilt als Gemeinde, die Gestaltung des Gemeindelebens und die darin vorkommenden Angebote zu reflektieren unter der Fragestellung: Wo und wie kann jemand, der nicht Christ ist, bei uns Hilfestellung finden auf dem Weg in die Nachfolge und in die Entscheidung zur Nachfolge Jesu?

Man könnte über Glaubensgrundkurse reden oder andere Veranstaltungen. Aber in Eisenach wurde in einer Plenumsveranstaltung der Gottesdienst als Beispiel aufgegriffen. Er ist nach wie vor eine öffentliche Veranstaltung. Es gilt, diese öffentliche Veranstaltung so zu gestalten, dass ich gerne jemand dazu mitnehmen würde. Es soll keine Show sein, aber sie muss ansprechend und verständlich und echt sein. Ohne sich anbiedern zu wollen muss ihr Stil und Inhalt relevant fürs Leben sein und in der Gestaltung auch der Kultur der teilnehmenden und eingeladenen Menschen entsprechen. Es ist nicht nur für Nichtchristen wichtig, dass hier die Lebenswelt, der Alltag und die Lebensfragen vorkommen. Die Grundfrage zur Reflexion für den Gottesdienst (wie auch für anderes im Gemeindeleben) lautet: Warum tun wir, was wir tun oder wie wir es tun? Dient und entspricht es den Menschen hier und heute und bezeugt es Gottes Liebe?

---

Leseprobe aus der Verbandszeitung vom  
Verband deutscher Mennonitengemeinden K.d.ö.R.  
[www.mennonitisch.de](http://www.mennonitisch.de)